

RICHARD FORD

Unabhängig- keitstag

ROMAN  HANSER BERLIN

bunga-bjunga sehr leise. (Anscheinend war es eine gute Nacht für Träume.)

»Willst du mir davon erzählen?«

»Ich war ein Baby, okay?«

»Okay.«

Er macht sich an irgendwas Metallischem zu schaffen. Ich höre ein schepperndes *klick*. »Aber ich war ein wirklich häßliches Baby. *Wirklich* häßlich. Und meine Eltern waren nicht du und Mom, sondern sie ließen mich allein zu Hause und gingen auf Partys. Auf sehr, sehr schnieke Partys.«

»Und wo?«

»Hier. Ich weiß nicht. Irgendwo.«

»In Deep Water?« Deep Water ist sein Spitzname für Deep River, die Stadt, in der er lebt, und er benutzt ihn, um Charley O'Dell zu zeigen, wie wenig er ihn schätzt. Allem Anschein nach kann er mit Charley noch weniger anfangen als ich.

»Genau. In Deep Water. Und so *ist* es, Leute.« Er verfällt in eine perfekte Imitation der Stimme von Walter Cronkite. Ein Psychologe würde ganz sicher Spuren von Angst aus Pauls Traum herauslesen und natürlich recht haben. Angst vor dem Verlassenwerden. Angst vor Kastration. Angst vor dem Tod – alles solide Ängste, dieselben, die ich auch habe. Aber wenigstens scheint er bereit zu sein, das Ganze als Witz zu betrachten.

»Sonst noch was?«

»Mom und Charley hatten Krach. Gestern abend.«

»Das tut mir leid. Worüber?«

»Irgendwas. Keine Ahnung.«

Ich höre, wie der Wettermann auf *Good Morning America* uns die frohe Botschaft fürs Wochenende verkündet. Paul hat seinen Fernseher eingeschaltet und keine Lust mehr, über die ehelichen Kabbeleien seiner Mutter zu sprechen; er wollte sie einfach nur erwähnen, damit er während unserer Fahrt auf sie zurückkommen kann, wenn es ihm in den Kram paßt. Seit einer ganzen Weile spüre ich (mit einem Scharfsinn, der Ex-Ehemännern vorbehalten ist), daß mit Ann irgendwas nicht stimmt. Verfrühte Wechseljahre, verfrühte Nostalgie, verspätetes Bedauern. Alles wäre möglich. Oder vielleicht hat Charley auch irgendwo ein Täubchen sitzen, irgendeine kleine vollbusige, stupsnäsige Kellnerin aus dem Hafenrestaurant in Old Saybrook zum Beispiel. Aber ihre Verbindung dauert jetzt immerhin schon vier Jahre,

was unter den gegebenen Umständen ganz schön lang ist. Womit ich meine, daß niemand, der bei klarem Verstand ist, Charley überhaupt erst geheiratet hätte.

»Also hör zu. Dein alter Dad muß heute morgen noch ein Haus verkaufen. Zuschlagen. Den dicken Fisch an Land ziehen.«

»D. O. Volente«, sagt er.

»Richtig. Die Volentes aus Upper High Point, North Carolina.« Paul hat auf der Grundlage seines einen Jahres Latein entschieden, daß D. O. Volente der Schutzpatron der Immobilienmakler ist und wie ein guter Samariter umworben werden sollte – man muß ihm jedes Haus vorführen, ihm die besten Angebote unterbreiten, ihm jede Höflichkeit erweisen, darf ihn auf keinen Fall übers Ohr hauen –, weil sonst lauter schlimme Sachen passieren.

Seit dem Kondom-Vorfall spielen sich unsere Gespräche zu großen Teilen auf der Ebene von Witzen, Spitzfindigkeiten, Doppeldeutigkeiten und wieherndem Gelächter ab. Grundlage all dessen ist natürlich Liebe. »Sei nett zu deiner Mutter, okay, Kumpel?« sage ich.

»Ich bin nett. Aber sie ist blöd.«

»Nein, ist sie nicht. Ihr Leben ist härter als deins, ob du's glaubst oder nicht. Schließlich hat sie dich am Hals. Wie geht's deiner Schwester?«

»Prima.« Seine Schwester Clarissa ist zwölf und so verständig, wie Paul unreif ist.

»Sag ihr, daß ich sie morgen seh, okay?«

Plötzlich dröhnt der Fernseher los, und die Stimme eines Mannes schnattert aufgeregt, daß Mike Tyson 22 Millionen abgesehen hat, als er Michael Spinks in einundneunzig Sekunden k.o. geschlagen hat. »Ich würde mir von ihm schon für die Hälfte die Fresse polieren lassen«, sagt der Mann.

»Hast du das gehört?« sagt Paul. »Er würde sich von ihm >die Fresse polieren lassen«.«

Er liebt diese Art von Slang, findet solche Ausdrücke unendlich komisch.

»Jaha. Jedenfalls sei morgen startklar, wenn ich komm, okay? Wir müssen ein bißchen Stoff geben, wenn wir es bis nach Beaton, Texas, schaffen wollen.«

»Er ließ sich einiges Beaton und anschließend die Fresse polieren. Wirst du wieder heiraten?« Er sagt das schüchtern. Warum, weiß ich nicht.

»Nein, niemals. Ich liebe dich, okay? Hast du dir die Unabhängigkeitserklärung und die Broschüren angeguckt? Ich erwarte natürlich, daß du mir die Sachen auswendig aufsagen kannst.«

»Nein«, sagt er. »Aber ich weiß einen.« Das bezieht sich auf einen richtigen Witz.

»Schieß los. Ich probier ihn dann an meinen Kunden aus.«

»Kommt ein Pferd in die Kneipe und bestellt ein Bier«, sagt Paul mit toderner Stimme. »Und was sagt der Barkeeper?«

»Keine Ahnung.«

»Heh, warum so 'n langes Gesicht?«

Stille an seinem Ende der Leitung, eine Stille, die besagt, daß wir beide wissen, was der andere denkt, und uns vor lautlosem Lachen ausschütten, dem besten Lachen, das es gibt. Mein rechtes Augenlid zuckt erwartungsgemäß. Jetzt wäre der richtige Augenblick - mit stillem Gelächter als Kontrapunkt -, einen melancholischen Gedanken zu denken, über irgendeinen Verlust nachzugrübeln, eine schnelle Rückschau auf das zu halten, was im Leben wichtig ist und was nicht. Statt dessen fühle ich eine Akzeptanz, die an Zufriedenheit grenzt, und eine leise Vorfriede auf den gerade beginnenden Tag. Es gibt kein falsches Gefühl des Wohlbefindens.

»Super«, sage ich. »Wirklich super. Aber was macht ein Pferd in einer Kneipe?«

»Keine Ahnung«, sagt Paul. »Tanzen vielleicht?«

»Übermut«, sage ich. »Vom Teufel geritten.«

Draußen, auf den sich erwärmenden Rasenflächen der Cleveland Street, schreit Skip McPherson: »Schuß! Und *Tooooooor!*«

Unterdrücktes Gelächter dringt zu mir herauf, eine Bierdose zischt, die Stimme eines anderen Mannes sagt: »Was für ein Schuß! Waaas für ein Schuß, Mannomann.« Ein Stück die Straße runter grollt ein Diesel wie ein erwachender Löwe. Die Straßenarbeiter legen los.

»Bis morgen also, mein Junge«, sage ich. »Okay?«

»Jaaa«, sagt Paul. »Bis morgen. Okay.« Und dann legen wir auf.

In der Seminary Street um 8 Uhr 15 ist alles schon ganz auf das Wochenende des Unabhängigkeitstages ausgerichtet. Die Stimmung ist gehoben, und mit ihr heben sich alle äußeren Anzeichen des Stadtlebens. Bis zum Vierten sind es noch drei Tage, aber bereits jetzt staut sich der Verkehr vor Frenchy's Gulf und auf dem Parkplatz von Pelcher's Market, und aus der chemischen Reinigung und dem Spirituosengeschäft rufen sich Bekannte laute Begrüßungen zu, während die Vormittagshitze zunimmt. Viele machen sich jetzt schon auf den Weg nach Blue Hill oder Little Compton oder, wie meine Nachbarn, die Zumbros, die mehr als genug Zeit haben, zu irgendeiner Ferienranch in Montana oder teuren Forellengewässern in Idaho. Jeder hat nur einen Gedanken im Kopf: der Verkehrslawine entgehen, schnellstmöglich in die Gänge und auf die Straße kommen und das Gaspedal bis zum Boden durchtreten. »Nichts wie weg hier« lautet die Devise an der ganzen Küste.

Der erste Punkt auf meiner Liste ist ein morgendlicher Besuch in einem der beiden Einfamilienhäuser, die mir gehören, um die Miete zu kassieren. Dann werde ich einen kurzen Abstecher ins Büro machen, meinen Artikel abliefern und mir die Schlüssel für das Haus in Penns Neck holen, das ich heute Interessenten zeigen will. Und noch mal mit den Lewis-Zwillingen, Everick und Wardell, die bei uns als »Mädchen für alles« arbeiten, unseren Beitrag zu den Veranstaltungen des Feiertags am Montag durchgehen. Dieser Beitrag beschränkt sich auf den Verkauf von Hot dogs und Rootbeer von einem fahrbaren »Dogs-auf-Rädern«-Stand, der zufälligerweise mir gehört und den ich für die Sache zur Verfügung stelle (alle Einnahmen gehen an die beiden verwaisten Kinder von Clair Devane).

Auf der Seminary Street, die seit dem Aufschwung zu der Art von Edelman-Hauptstraße geworden ist, die wir nie haben wollten, veranstalten die Geschäftsinhaber sogenannte »Feuerwerksverkäufe«, was heißt, daß sie den ganzen Schrott aufbauen, den sie seit Weihnachten nicht losgeworden sind, und ihre Markisen mit patriotischen Fähnchen und originellen Schildern dekorieren, die besagen, daß es amerikanische Lebensart ist, schwerverdientes Geld zum Fenster rauszuwerfen. Der Blumenladen hat Unmengen von halbverwelkten Maßliebchen- und Kornblumensträußen aufgestellt. Müde und schlecht gelaunte Angestellte, die zu Hause trotzdem

Feiertagsstimmung verbreiten wollen (»sag es mit billigen Blumen«), sollen sie kaufen. Brad Hulbert, unser schwuler Schuhgeschäftbesitzer, hat vor dem großen Schaufenster Schachteln mit Restposten in nur einer Größe aufgebaut und seinen sonnengebräunten, gelangweilten Lustknaben Todd gleich neben der Tür auf einen Hocker gesetzt, wo er die Kasse machen soll. Die Buchhandlung hat sämtliche Ladenhüter vorgekramt – Berge billiger Wörterbücher und Atlanten und unverkäuflicher 88er Kalender und Computerspiele der letzten Saison –, alles auf einem langen Tisch aufgestapelt, wo diebische Teenager wie mein eigener Sohn den Krempel beäugen und begrabschen können.

Aber zum ersten Mal, seit ich 1970 hierhergezogen bin, stehen zwei Geschäfte in der Seminary leer, nachdem ihre Besitzer sie im Schutz der Dunkelheit ausgeräumt und sich aus dem Staub gemacht haben, ohne ihre Schulden in Form von Geld oder Ware zu begleichen. Einer ist seitdem in der Nutley Mall wieder aufgetaucht, der andere wurde nie wieder gesehen. Überhaupt sind eine Menge der teuren Läden – Läden, die nie Sonderangebote hatten – entweder aufgekauft oder kurz vorm Bankrott umorganisiert worden und haben zweitrangigen, aber immer noch teuren Läden Platz gemacht, für die Sonderangebote die Regel sind. Im Frühjahr hat der Pelcher's Market die groß geplante Wiedereröffnung seiner Delikatessen-Abteilung verschoben; ein japanischer Autohändler an der Route 27 mußte das Handtuch werfen, und das Geschäft steht jetzt leer.

Und an den Wochenenden wälzt sich jetzt eine ganz andere Sorte Besucher durch unsere Straßen. In den frühen Achtzigern, als die Bevölkerung von Haddam plötzlich einen Sprung von zwölf- auf zwanzigtausend machte und ich noch für eine Hochglanz-Sportzeitschrift schrieb, waren unsere typischen Wochenendbesucher weltgewandte New Yorker – reiche, bizarr gekleidete Leute aus SoHo und gutsituierte Eastsider –, die zur Abwechslung mal einen Tag »auf dem Land« verbringen wollten. Offenbar hatten sie gehört, Haddam sei ein malerisches kleines Nest, das man unbedingt gesehen haben müsse, noch unverdorben, ungefähr so, wie Greenwich oder New Canaan vor fünfzig Jahren. Damals stimmte das zumindest teilweise.

Jetzt bleiben diese Leute entweder zu Hause in ihren einbruchssicheren Bunkern, oder sie haben ihre Häuser verkauft und sind nach Kansas City zurückgezogen. Manche haben auch beschlossen, in Minneapolis oder Saint Paul oder Portland, wo das